

Dermisches.

Gute Nebeneinnahmen. Aus New-York wird geschrieben: Nur wenige können sich eine Vorstellung davon machen, welche gewaltige Summen den amerikanischen Straßenbahngesellschaften infolge der Unredlichkeit der Kondukteure verloren gehen. Die dortigen Kondukteure geben nämlich angesichts der Massenhaftigkeit des Verkehrs keine Fahrkarten aus, sondern registrieren das empfangene Fahrgeld durch das Anziehen an einem Riemen, was mit einem deutlichen Glockenzeichen verbunden ist. Ist der Wagen stark besetzt, was fast immer der Fall ist, kann an eine Ueberwachung der Kondukteure wohl nicht gedacht werden, zudem das Publikum weder Zeit noch Lust hat, die Kontrolle in eigene Hand zu nehmen. Eine geheime Kontrolle durch Inspektoren unter der Maske unverdächtig aussehender Passagiere existiert zwar, ist aber völlig ungenügend. So können die Gesellschaften nur auf Grund ihrer statistischen Daten und persönlicher Erfahrungen eine Kontrolle ausüben und die allzu stark „passiven“ Kondukteure einfach davon jagen. Schon vor vielen Jahren hat Direktor Hyde konstatiert, daß der diesbezügliche Verdienstengang der Bostoner Straßenbahnen 6000 Mark per Tag ausmache. Beamte der Brooklyner Straßenbahn schätzen den jährlichen Verdienstengang auf etwa 2 1/2, der New Yorker Straßenbahnen auf nicht weniger als 4 Millionen Mark.

(Ein fideles Fest.) Man schreibt aus Emden: Ein wohl noch kurioseres Dokument für das Blühen der deutschen Vereinsmeierei als das in Nr. 234 der „Frankl. Zeitung“ mitgeteilte vom Duchslinger Schnapsverein finde sich soeben im Moniteur des Dörchens Aldorf in Ostpreußen. Dort heißt es in einer Ankündigung: „Der Leichen-Unterstützungsverein hält nächsten Sonntag, den 28. d. M., seine Fahnenweihe ab und bittet die verehrliche Einwohnerschaft, durch Beflaggen der Häuser usw. beitragen zu wollen, da verschiedene auswärtige Vereine ihre Beteiligung an dem Feste zugesagt haben.“ Das wird ein fideles Fest werden!

(Ein heiterer Zwischenfall) ereignete sich kürzlich, wie die „M. Allg. Ztg.“ meldet, in einem größeren Bahnhofrestaurant. Vor Abgang des Zuges tritt ein Ungar ein und bestellt sich ein Glas Bier. Befragt um den Preis nennt der Kellner 25 „; auf die Zwischenfrage, warum denn das Bier so teuer sei, sagt der Kellner, das sei Klosterbräu (also Münchener Bier). Beruhigt zahlt der Ungar, trinkt sein Bier aus, steckt das schöne Deckelglas ein und will zum Zug. Der Restaurateur, welcher den Vorgang beob-

achtet, hält ihn an und macht ihn darauf aufmerksam, daß er kein Recht habe, das Glas mitzunehmen, worauf ihm der Reisende erklärt, daß ihm der Kellner gesagt hätte, es sei „Glos derbei“. Der kleine Zwischenfall hatte stürmische Heiterkeit bei den übrigen Reisenden erweckt.

(Wer ist stärker, Kuropatkin oder Kuroki?) Der „Frankl. Ztg.“ wird geschrieben: Als ich kürzlich in Warschau war, wurde mir von einigen polnischen Bekannten folgende Scherzfrage vorgelegt: „Wer ist stärker, der Generalissimus Kuropatkin oder der Chef des ersten japanischen Korps, General Kuroki?“ „Nun selbstverständlich Kuropatkin, der doch mindestens noch einmal so viel Truppen unter seinem Kommando vereint als Kuroki“, antwortete ich. „Falsch!“ entgegnete man mir, „natürlich sind die Hühnerhähne stärker als die Rebhühner, mithin ist Kuroki der Stärkere und voraussichtlich auch der Sieger.“ Jetzt wurde mir erst klar, wohin die Frage gehen sollte. In der polnischen Sprache heißt: ten Kurok der Hühnerhahn und te Kuroki die Hühnerhähne, während: ta Kuropatka das Rebhuhn und te Kuropatki die Rebhühner benannt werden. Also ist te Kuroki = die Rebhühner und gleichnamiger Generalissimus des russischen Heeres, und da der Sieg nach dem Naturgesetz dem Stärkeren zufallen muß, so kann das Ende des blutigen Ringens nach dieser Erklärung nicht mehr fraglich erscheinen.

(Die gepöndete Mehlsuppe) Ein Leser schreibt dem „Frankl. Kur.“: Ein gelungenes Stückchen passierte dieser Tage in einer Wirtschaft der Bärenschanzstraße in Nürnberg. Dort war ein Plakat: „Mehlsuppe“ ausgehängt. Wir betreten das Lokal und freuen uns im stillen schon auf die bestellten saftigen Knödelchen. Auf einmal ging die Tür auf und der Herr Gerichtsvollzieher kam herein. Nach einigem Umherschauen pfändete er die Mehlsuppe, so daß wir nach großem Gelächter wieder mit leerem Magen abziehen mußten.

[Die Pflicht über alles!] Aus Paris wird berichtet: Pont-de-l'Arche ist ein allerliebster Städtchen an der Seine unweit Rouen, das bisher nur durch die mächtige Eisenbahnbrücke über den hier schon sehr breiten Strom bekannt war, aber in Zukunft durch seine Gendarmen zu noch größerer Bekanntheit gelangen dürfte. Das scheinen nämlich außerordentlich pflichttreue Beamte zu sein, wie dies folgende zwei Geschichten beweisen: Legitim hatte einer dieser Gendarmen umgezogen. Er wandte sich deshalb an einen Freund, der einen Motorwagen besaß, mit der Bitte, ihm diesen für den Transport seiner Möbel zur Verfügung zu stellen. Der brave

Freund ließ sich nicht lange bitten, und erhielt zur Belohnung für seine Dienstwilligkeit kurz darauf ein Strafmandat zugestellt, weil der pflichterfrige Gendarm das Fehlen der vorgeschriebenen Nummer festgestellt hatte. — Der andere Fall ist nicht minder erbaulich: Ein Herr Menager aus Rouen kam auf einem Motorwagen daher gefahren, als er einem Gendarmen aus Pont-de-l'Arche begegnete, der vor Ermüdung nur schwer auf der Landstraße weiterzukommen schien. Herr Menager lud ihn deshalb freundlich ein, in sein Fuhrwerk zu steigen, was der Beamte auch dankbar annahm. Um seinen Gast mit der Geschwindigkeit seines Automobils vertraut zu machen, ließ Herr Menager dies etwas schneller fahren. Der gute Gendarm schien äußerst befriedigt zu sein und fragte mit großer Liebenswürdigkeit: „Nun, wie schnell fahren wir den jetzt?“ — „Ungefähr 60 Kilometer in der Stunde“, lautete die gefällige Antwort. — „Na, das geht ja ganz gut!“ schmunzelte der Gendarm. — Acht Tage später wurde Herr Menager vor den Friedensrichter von Pont-de-l'Arche beschieden und wegen reglementswidriger Fahrgeschwindigkeit zu einer Geldstrafe verurteilt. Der einzige Belastungszeuge war der Gendarm, der ruhigen Gemüts ein Strafprotokoll gegen seinen gefälligen Beförderer aufgenommen hatte.

(Warum kann keine Dame ihren Schleier umbinden, ohne eine Grimasse zu schneiden?) Diese hochwichtige und bedeutungsvolle Frage richtete in der wissenschaftlichen Rundschau des „Journal des Débats“ Henri de Parville an die elegante Frauenwelt. Darauf hat er eine Menge Antworten erhalten, die ihn über die Erscheinung aufklären sollen. Die eine derselben lautet: „Es ist eine Kunst, einen Schleier regelrecht anzubinden. Der Tüll darf vor den Augen nicht eine einzige Falte ziehen, die Nase darf nicht eingedrückt, der Mund und das Kinn nicht geschnürt sein. Um diese Unannehmlichkeiten zu vermeiden, muß man das Kinn und die Lippen soweit als möglich vorstrecken, damit sie den nötigen Spielraum haben. So entsteht die Grimasse.“ Eine andere „treue Leserin“ des „Débats“ schreibt: „Die Frauen tragen einen Schleier, um ihr gekräuseltes Haar festzuhalten und durch das leichte Tüllgitter, das die Füge verwickelt und die Ringeln verbirgt, schöner zu scheinen. Zu diesem Zwecke muß aber der Tüll straff gespannt sein; sonst zieht er Querstriche über das Gesicht und macht Falten von bedenklicher Wirkung. Es ist nicht leicht, einen Schleier immer gespannt zu halten. Darum verwahren sich die Frauen häufig, daß er noch gut sitzt. Sie strecken instinktmäßig die Lippen vor, um

Der Stein des Anstoßes.

Erzählung von L. Decker (H. Derelli.)

Max von Hallern fürchte die Stürze, er kannte diesen Arthur. Und ihm erschien es eine Entweihung, daß dieser junge Geiz überhaup nicht seine Augen zu Kornelia von Marinigla erhoben hatte. Herr von Buring schwakte weiter. „Hat die Alte, was man so sagt, den Teufel im Leibe, die Junge ist dasselbe Genre. Und sie ist in einer guten Schule. Nach ein paar Jahre weiter und wir haben statt einen Stein des Anstoßes hier in der Gegend schon eine Felsengruppe.“

Der Landrat lachte, er hatte diesen Wig schon öfters gemacht und fand ihn sehr schön. Der Baumeister lachte mit. „Hat Fräulein Kornelia keine anderen Verwandten, daß sie immer bei dieser Tante lebt?“

„Scheint nicht. Ich muß wirklich sagen, lieber Hallern, das weiß ich nicht genau, weil ich mich prinzipiell um diese Damen nicht kümmere. Nur das weiß ich, daß Marianne von Marinigla die Waterschwester des jungen Mädchens ist und das letztere ebenfalls so viel Vermögen besitzt, um, wenn sie wollte, allein ein beschidenes Leben führen zu können, aber es ist wenig. Sie ist gar keine gute Partie, und ich war doch recht froh, als mein Sohn die Schwärmerin für sie wieder aufgab.“ Der Landrat machte eine Pause, als aber Hallern nicht ant-

wortete, sprach er weiter: „Ueber den Vermögensverhältnissen dieser Alten liegt, wie über allem, was diese Dame betrifft, ein tiefer Schleier. Gut Golyu hat sehr viel eingetragene Schulden, und ist zum Teil festgesetzt verwahrloßt, die Zinsen aber werden pünktlich bezahlt und allmählich bricht sich immer mehr die Ansicht Bahn, daß Marianne von Marinigla reich sei. Nachgerade glaube ich es auch, obgleich sie sehr einfach lebt. — So, Herr Baumeister, nun wissen Sie Bescheid, um Sie, was Ihnen gut dünkt, aber versprechen sie sich keine Rosen von dem Besuch in Golyu, Rosen wachsen nicht auf Stein. Wir bitten Sie, heute abend zu uns zum Thee zu kommen, unsere Lydia würde sich freuen.“ Mit einem vielsagenden Augenzwinkern empfahl sich der Landrat.

Hallern blickte ihm finster nach, ihm war das dicke, hellblonde Fräulein sehr zuwider, bereits als Knabe hatte er sich die dunklen Damen vorgezogen und seit Jahren schon dachte er nur noch an eine. Und diese sollte er wieder sehen.

II.

Ein trüber, regnerischer Herbstnachmittag war es als die beiden Damen von Schloß Golyu ihr Gebiet verließen, um auf die schmutzige Dorfstraße zu treten. Der Wind segte durch die Kronen der alten Bäume und warf eine Menge gelber Blätter herab, Marianne sah nachdenklich darauf hin.

„Es wird früh Herbst!“ sagte sie, und ein Zug der Schwermut glitt durch ihr einst so schön gewesenes Gesicht, auch bei ihr war es einmal früh Herbst

geworden. Kornelia verfolgte ihren Weg mit einem Zuge der Härte um ihre feingekrümmten Lippen, die beiden Damen gingen zu Frau Eberhard, und sie ging diesen Gang nicht gern. Nur der Tante zuliebe tat sie es und sie grübelte fortwährend darüber nach, welche geheime Ursache wohl ihre sonst so feste Tante bewegen könne, eine so unnatürliche Nachgiebigkeit zu äußern.

An einem kleinen schlechten Hause machten sie Halt. Fräulein von Marinigla öffnete mit Mühe die alte, verquollene Haustür, dann traten sie tief hinab auf einem dunklen, schlecht gepflasterten Flur und nach manchem Umhertappen klopfte Marianne an eine Tür. Das Klopfen blieb unbeantwortet, ein leiser Gesang ertönte und ein Frösteln überlief die Guts herrin.

„Der Irrsinnige!“ sagte Kornelia, „er singt oft!“ Nun vernahm man deutlich die Worte:

Der Frühling kam
Das Tal entlang,
So wunderbar
Mit Liebesklang
Der Lenz erschloß
Ein Mädchen rot! —
Ach! Leidgenoh!
Heiß! Dir der Tod!

Kornelia schauerte. „Es ist fürchtbar, in Regen und Sturm, im Spätherbst einen Weisteskranken von Liebesfrühling singen zu hören. Heiß ihm der Tod!“

Es war dunkel auf dem Flur, sonst hätte sie sehen müssen, wie totenblau Marianne wurde. So öffnete sie rasch die Tür, und beide Damen traten



mit dem Munde den Fall zu berühren, und ziehen zugleich den Schleier nach unten, um die richtige Spannung wieder herzustellen.* Eine Schriftstellerin bestätigt diese Erklärung und fügt hinzu, Herr de Barville werde diesen Sommer seltener Gelegenheiten haben, die Grimasse zu beobachten, weil die Schleier jetzt wieder, wie vor Zeiten, vor dem Gesichte lose herabhängend gleich Fliegenetzen getragen werden.

(Der literarische Stoffreifer eines Schneiders.) Ein New-Yorker Schneider beschwert sich in einer amerikanischen Zeitung bitter darüber, daß die Herrenkleidung jetzt in den Romanen so selten beschrieben werde. Die Damenschneider kämen auf ihre Rechnung, aber für die Schönheit eines Herrenanzuges hätten die heutigen Romanschriftsteller kein Verständnis. Mit welcher Liebe und Andacht hätten doch Dickens und Thackeray die eleganten, mit großen Knöpfen gezierten Weinleider, die in allen Farben des Regenbogens strahlenden Westen ihrer Helden beschrieben. In Bulwers „Pelham“ werden wir bis ins kleinste über die Toilette eines jungen Herrn unterrichtet. Daß das jetzt anders geworden, daran seien die Frauen schuld, die allmählich immer mehr die Schriftstellerei beherrichten und natürlich größeres Interesse an der Damenmode hätten. Seit den Romanen der George Eliot sei das Unglück hereingebrochen; sie scheine die männliche Kleidung für etwas Minderwertiges gehalten zu haben, und heute beschreibe man fast gar keine Herrenanzüge mehr. „Wahrlich, das muß man unserm ehelichen Handwerk zugestehen“, so schließt der gekränkte Schneider, „der Herrschneider ist in letzter Zeit von der Dichtung arg vernachlässigt worden, und das muß anders werden.“

Der Clown als Geliebter. Aus London wird berichtet: Marcelin ist Clown im Londoner Hippodrom; jeden Abend kommt der drollige Burleske in die Arena gepurzelt; sein weißbemehtes Gesicht lacht in grinsenden Verzerrungen, sein schadhafes Hütchen balanciert auf dem einen Ohr, seine buntschneidige Kleidung, seine plustringen Hosen schlottern ihm um die dünnen Glieder, und unaussprechliches Gelächter folgt seinen Witzen und Späßen. Doch kann diese groteske Figur auch zartere Gefühle erwecken, kann sie auch Herzen brechen und nicht nur das „Zerschellen erschüttern“? Marcelin kann es. In ihn hat sich eine Dame verliebt, die seit vier Wochen allmählich stets auf dem feinsten Platz des Zirkus erscheint, wenn das Auftreten des Clowns bevorsteht. Eine malvenfarbene, hochlegante Pariser Toilette umschließt eine schöne Figur, schwarze feurige Augen funkeln lebhaft, und das schöne Oval des reizenden Gesichts deckt milde Blässe. Doch wenn der Clown erscheint, dann steigt Rote hoher Erregung in ihre Wangen, sie verschlingt ihn mit ihren Blicken, sie klatscht begeistert Beifall und wirft ihm ein duftiges Rosenbukett vor die roten Ponpons an den hochschneidigen Schuhen. Marcelin

in ein dämmeriges, ärmliches Zimmer. In der Mitte stand ein großer, stattlicher Mann in einem abgetragenen Bedientenleide, er schnitt Kartoffeln in ein auf der Erde stehendes Gefäß und sang leise vor sich hin.

„Guten Tag, Karl!“ sagte Fräulein Marianne. Der Angeredete blickte auf, aber er schien die Sprechende nicht zu kennen, sein Auge verriet völlige Vernunftlosigkeit und leise sang er weiter. Seine alte Mutter hatte auf der Holzbank am Ofen gesessen, jetzt trat sie, in kriechender Fremdblichkeit gegen die Damen, zu dem Sohn und schüttelte ihn verb. „Die Gnädige vom Schloß, Karl!“ schrie sie.

Der Mann fuhr zusammen wie aus tiefem Traum, ein Blick des Erkennens streifte durch sein leeres Auge, aber, so schnell wie der Schimmer gekommen, verschwand er wieder.

Die Kartoffel entglitt seiner Hand und das scharfe Messer fuhr ihm in die Finger. Er starrte auf die roten Tropfen, die an seiner Hand herunterliefen. „Blut!“ flüsterte er. „Nun muß ich sterben! O! nein, man kann auch sterben ohne Blut, man stirbt und wird begraben und keiner weiß, wie!“ Er lachte gellend auf. Dann flüsterte er: „Es war so schauerlich, so schauerlich! Aber die Eule im Park hat's gesehen! Die Eule weiß es!“

„Still!“ sagte die Mutter drohend und hob die Hand, während Marianne sich am Tisch festhielt, um nicht umzufallen. „Still, Du weißt, wer dann kommt, wenn Du erzählst, was die Eule gesehen hat. Er hat solche wirre Träume,“ wandte sie sich an Kornelie, „er weiß nicht, was er spricht.“

„Das sehe ich,“ sagte diese, von herzlichem Mitleid erfüllt, „es ist wohl jetzt sehr schlimm mit ihm, manchmal ist er doch etwas ruhiger.“

„Es ist jetzt die Zeit,“ erwiderte die Alte in einem seltsamen Tone.

„Du regst Dich auf, Tante,“ sagte Kornelie

ist unruhig geworden. Er ist nämlich kein Don Juan, sondern ein gutmütiger, ruhiger Spanier, der in neun Sprachen radebricht, glücklicher Gatte und Vater zweier lustig quielender Kinder ist. Doch seine Behaglichkeit wird ihm in letzter Zeit durch die fortwährenden Botschaften einer Dame gestört, die ihm kostbare Edelsteine, indische Goldschmiedearbeiten, Diamantringe und Rubinentropfen schickt und ihn um Unterredungen ansieht. Die Dame ist eine reiche indische Erbin, die sich erst seit kurzem in England aufhält. Da sie nur wenig englisch spricht und auch der Clown sich nur mühsam in dieser Sprache ausdrücken kann, so führte das erste Rendezvous zu keinem tieferen Verständnis. Die Sprache der Liebe, die bekanntlich jeder begreift, wollte Marcelin wohl nicht verstehen und so ist die Sehnsucht der liebenden Indierin nicht gestillt worden. Der Held dieser Liebesgeschichte befindet sich in einem schweren Dilemma. Er möchte eigentlich, wenn er die Liebe der Dame offen zurückweist, auch die kostbaren Geschenke zurückgeben; das fällt ihm nun begreiflicherweise sehr schwer, zumal da die Dame sich entschieden weigert, sie wieder zu nehmen. So ist noch alles im Ungewissen, doch darf man hoffen, daß diese romantische Clowngeschichte, die die englische Blätter in große Aufregung versetzt, keinen tragischen Ausgang nehme.

(Eine afrikanische schöne Helena.) Eine Negerin in Westafrika hat, wie englische Blätter erzählen, zwischen zwei Stämmen einen blutigen und hitzigen Kampf entfacht: Die Häuptlinge der beiden Stämme kämpften um die Liebe der Dame, die sie als Prinzessin bezeichneten, und zwar nur ihrer Schönheit wegen, denn sie ist nicht aus königlichem Geblüt, ja nicht einmal die Tochter einer vornehmen Familie. Aber die englischen Behörden verstehen keinen Spaß und denken in Liebesfällen sehr nüchtern. Da der Kampf zwischen den feindlichen Stämmen einen bedrohlichen Charakter anzunehmen scheint, dekretierten sie, daß die afrikanische schöne Helena binnen 24 Stunden einen eingeborenen Zollbeamten zu ehelichen habe. Also geschah es, und die schwarze Schöne wädhelt jetzt die weiße Wäsche ihres Gatten und nimmt nur eine untergeordnete gesellschaftliche Stellung ein; ihre einzige Zerstreuung sind die täglichen Zänkereien mit der Schwiegermutter.

Proportion. Es ist immer anhängig, wenn man durch Messung an sich oder anderen feststellen kann, wie nahe man dem von den antiken Künstlern aufgestellten Schönheitsideal in seiner Gestalt kommt. Danach soll der wohlproportionierte Mensch so hoch sein, wie eine Messung seiner ausgebreiteten Arme von Mittelfinger zu Mittelfinger ergibt. Die Arme sind zu lang oder zu kurz, wenn das Maß nicht stimmt. Der Unterarm vom Handgelenk bis Ellenbogen soll der Größe des Fußes gleichkommen. Die

halblam; sie empfand, daß sie vor einem düsteren Geheimnis stand, weiß Gott! was es war. „Komm fort!“ hat sie und legte den Arm um sie.

Aber mit fast heftiger Bewegung machte sich die Dame frei und trat energisch auf den Irrsinnigen zu. „Es tut mir leid, Karl, daß Du so krank bist,“ sagte sie mit harter, klingender Stimme, „aber wenn Du wieder das Märchen von der Eule erzählst, so kommt die Polizei und wird Dich einsperren. Denke daran!“ Sie wandte sich an ihre Nichte. „Er bildet sich nämlich eine Tat ein, die er niemals begangen hat und für die er aber verantwortlich gemacht werden könnte.“

Kornelie glaubte zu träumen. Sie mußte hier vor einem schredlichen Rätsel stehen. Eine Tat, die er niemals begangen, dann hatte also ein anderer diese Schuld verübt! Und wer? Ihre Tante? Unmöglich! Aber vielleicht jemand aus der Familie! Und dann waren wohl doch die Menschen im Recht, die Fräulein von Marinista den Stein des Anstoßes nannten, wenn solche dunkle Punkte in ihrem Leben vorlagen, an denen sie doch direkt oder indirekt schuld war. Nein! Kornelie raffte sich stolz auf, sie wollte nicht den Glauben verlieren an die einzige Verwandte, die sie auf der Welt noch besaß, und ein Blick auf Mariannes bleiche, aber ruhige Züge bestärkte sie in diesem Voratz. So sah kein Mensch aus, der eine Schuld zu verbergen hatte, dieses Anklag sprach nur von einem seelischen Leide. Der Irrsinnige war bei den strengen Worten zusammengeschrien, er erschrak leicht, und dann zitterte er wie Espenlaub. Seine Mutter reichte ihm wieder das Messer und eine Frucht. „Singe doch!“ sprach sie beruhigend. Und mit leisen angenehmen Tönen sang er das alte, wunderliche Lied zu Ende.

Der Schnee verann
In Sonnenglut,
Du bleicher Mann!
Daß tut sein gut!

Höhe der ganzen Figur soll achtmal die Kopfhöhe betragen, die innere Beinlänge vier Kopfhöhen. Die Taillenweite soll den doppelten Halsumfang haben. Nun, verehrte Leserinnen, schnell ein Zentimetermaß und — nachgemessen.

[Auf Umwegen.] Er: „Was zankst Du mit dem Fleischer — wenn das Fleisch trocken auf den Tisch kommt, so ist doch nicht er daran schuld, sondern unsere Köchin — zank doch die aus!“ — Sie: „Dazu hab' ich keine Kurage, ich denke mir, wenn ich dem Fleischer jedesmal Vorwürfe mache, wird er ihr schon 'mal die Meinung sagen!“

[Kleines Mißverständnis.] Gnädige: „Janny, gehen Sie gleich zur Frau Majorin und sagen Sie eine Empfehlung von mir, ich könnte heut' abend zu meinem Bedauern nicht in die Gesellschaft kommen — ich fühle mich nicht wohl!“ — Janny (zur Majorin): „Eine Empfehlung von der gnädigen Frau, und sie könnte heute abend nicht zu Ihnen kommen — sie fühlte sich in der Gesellschaft nicht wohl!“

[Immer korrekt.] Frau (zum Briefträger): „Der Meyer ist gestorben, seine Leiche ist gestern nach Gotha übergeführt worden.“ — Briefträger: „Schön“ (Schreibt auf den Brief): „Adressat ist nach Gotha verzogen.“

[Uebertrumpft.] Schau, Franzl, i darf sch' mein'm Vater dös Bier über die Straßen holen.“ — „Dös ist noch gar nix — i darf sogar schon seu Winterüberzieher ins Leihhaus tragen.“

[Immer der gleiche.] Frau Professor (derer Mann verreis): „Aber nicht wahr, Du vergißt nicht mir gleich eine Karte zu schreiben?“ — Professor: „Gewiß nicht!“ Zur Vorzeige will ich mir aber doch Deine Adresse notieren!“

Magisches Quadrat.

a a a a
Die Buchstaben sind so zu umstellen, a a b d daß die wagerechten und senkrechten, Linien gleichlautende Worte ergeben. n n u n Die Worte sind: 1. Feldherr; 2. weiblicher Vorname; 3. Stadt; 4. Fluß. n n u u

Auflösung des Logogriffs in Nr. 133.
Heimat, Heirat.

Auflösung des Rätsels in Nr. 135.
Mandoline.

Bestellungen auf den „Gnztäler“ für den Monat September werden von allen Postanstalten und Landpostboten entgegengenommen.

Ein Dorn entsproß
Der Rose rot,
Ach! Leidgenos!
Helf' Dir der Tod!

Wie ein letzter Seufzer verschwebte leise der Klang, dann wurde der bleiche Mann still, nur das Blut rieselte in warmen, roten Tropfen aus der tiefen Handwunde noch immer über seine abgezehrten Finger.

„Wann läßt Du ihn nicht forbringen?“ fragte Kornelie ihre Tante, „in einer Anstalt hätte er bessere Pflege, als er sie hier haben kann und würde regelmäßig beaufsichtigt. Vielleicht könnte er auch doch noch geheilt werden.“

„Nein, er ist gänzlich unheilbar!“ mischte sich die alte Frau in das Gespräch. „Die verschiedensten Aerzte haben ihn untersucht, daran hat's die Gnädige nicht fehlen lassen. Und daß er in eine Anstalt soll, will ich nicht. Er ist mein einziges Kind und das will ich um mich haben, auch wenn mir der Jammer manchmal das Herz abfrisht!“ Ein Strahl echter Mutterliebe durchleuchtete das alte, sonst so häßliche Gesicht und eine Träne glänzte in den trüben Augen. Hastig trocknete Frau Eberhard diese Träne, sie empfand nicht weiche Regungen oft und schämte sich fast derselben. Dann fuhr sie fort: „In den Anstalten werden die Armen oft so hart behandelt, und mein Sohn tut keinem Kinde etwas. Er legt kein Feuer in die Häuser bei seinem Spiele und tut sonst keinen Schaden, er ist niemals böshaft und keiner klagt über ihn. Das einzige ist nur, daß, wenn die Unruhe über ihn kommt, er dann täglich umherstreift, in Wald und Feld, dann kommt er auch nicht die Nächte nach Hause und ich weiß nicht, wo er ist. Ich denke oft, sie bringen ihn mir einmal tot.“

„Wie kam nur das Unglück?“ fragte Kornelie traurig, „wenn er Dein Diener gewesen ist, Tante, muß er doch seinen Verstand gehabt haben.“

(Fortsetzung folgt.)

